

ZUM GEDENKEN  
AN

HEINRICH HABICHT

1900-1967

PFARRER ZU RORBAS







Nekr H 204

# HEINRICH HABICHT

VON SCHAFFHAUSEN

PFARRER ZU RORBAS ZH

GEBOREN AM 25. FEBRUAR 1900

GESTORBEN AM 6. JANUAR 1967

967/1508

Frau A. Habicht

HEINRICH HABICHT

VON SCHMIDT

PARISER ZU WENZEL

VERLAG VON F. WENZEL



# Rückblick auf mein Leben

Geschrieben am 9. Dezember 1966  
im Kantonsspital Winterthur

Am 25. Februar 1900 wurde ich in meiner Vaterstadt Schaffhausen als zweiter Sohn meiner Eltern, Hermann Habicht und der Anna, geb. Sigg, einer Bauerntochter aus Dörflingen, geboren. Das Geburtshaus, «Zum Adler» genannt, stand in der Vorstadt unweit des Schwabentors. Als ich fünf Jahre alt war, siedelten meine Eltern nach Aarau über, wo ich die Gemeindeschule, Bezirksschule und als Gymnasiast die Kantonsschule besuchte. Ich empfand es zeitlebens als schmerzlich, dass mich die räumliche Entfernung von meiner alten, malerischen Heimatstadt am Rhein auch innerlich von Schaffhausen entfremdete, wo meine Vorfahren als Mitglieder der Zunft zum Metzgern seit Jahrhunderten aktiv am öffentlichen Leben der Stadt teilnahmen. Um so sonniger sind die Erinnerungen an Aarau mit seiner romantischen Altstadt und seinen Traditionen, wie etwa das Jugendfest, dessen Wurzeln bis ins Mittelalter zurückreichen. Echte Freundschaft erlebte ich in der farbentragenden Kantonsschulverbindung «Industria», die ich einige Zeit lang präsidierte, vor allem aber im BK, dem Bibelkreis der Mittelschule, wo ich zu persönlichem Glaubensleben erwachte und die Berufung zum Pfarramt verspürte. 1920 bis 1924, in der bedeutsamen Nachkriegszeit mit ihren geistigen und politischen Umwälzungen, studierte ich Theologie an den Hochschulen zu Basel, Marburg an der Lahn, Tübingen und Zürich. In Basel beeindruckten mich vor allem der bedeutende Alttestamentler Bernhard Duhm, ein echter Ostfrieser, und der Kirchengeschichtler Paul Wernle, der uns dazu erzog, die Hauptschriften der grossen Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin gründlich zu studieren. In der hessischen Universität Marburg an der Lahn fesselte mich eine Zeitlang der Religionssystematiker Rudolf Otto; in Tübingen war ich aufmerksamer Hörer von Karl Heim und Adolf Schlatter; in Zürich waren es vor allem Professor Schrenk und Emil Brunner, denen ich Entscheidendes verdanke. Schon als Aarauer Gymnasiast las ich den Römerbrief von Karl Barth, der damals noch Pfarrer im benachbarten Safenwil war. Die weitere Entfaltung der sogenannten dialektischen Theologie, die in jenen bedeutungsvollen Jahren eine Bresche in die erstarrten kirchlich-theologischen Fronten schlug, verfolgte ich mit wachsender Anteilnahme und als ein von Anfang an Überzeugter. Der geistige

Ertrag dieser Studien und Auseinandersetzungen fand dann schliesslich seine Zusammenfassung in dem einen Namen «Johannes Calvin», und wäre ich ein Welschschweizer, so würde ich mich mit Überzeugung «Calvinist» nennen. Die klarste und beste Zusammenfassung alles dessen, was wir als evangelische Christen erkennen, glauben und bekennen dürfen, finde ich seit langem im alten Heidelberger Katechismus.

Von 1924 bis 1927 wirkte ich als theologischer Lehrer an dem neugegründeten reformierten Diakonenhaus, heute in Greifensee, damals noch in Verbindung mit der Schweizerischen Anstalt für Epileptische in Zürich. In jenen Jahren trat ich in Berührung mit dem Kreis der «Jungreformierten». Die Notwendigkeit, für meine Eltern zu sorgen, veranlasste mich, die Arbeit in Zürich abzubrechen und 1927 die Pfarrstelle in dem kleinen, aussichtsreichen Aeugst am Albis im Bezirke Affoltern zu übernehmen. 1932 wurde ich an die neugeschaffene dritte Pfarrstelle in der rasch wachsenden Zürcher Vorortsgemeinde Wipkingen berufen. 1944 nahm ich eine Wahl nach Rorbis an, wo ich nun bis zu meinem Lebensabschluss, also fast 23 Jahre lang, als Pfarrer wirkte. Ich stand somit seit Abschluss meiner Studien ununterbrochen im Dienst der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.

Im Rückblick auf alle diese Jahre muss ich gestehen, dass es mir nie gelang, das rechte Gleichgewicht zwischen der eigentlichen Berufsarbeit als Seelsorger, Prediger und Religionslehrer einerseits und den mannigfachen anderen Ansprüchen, die man an uns Pfarrer als Bürger stellt, andererseits herzustellen. Wie gerne hätte ich, zumal in den letzten Jahren, alle meine Zeit dem eigentlichen Pfarramt, vor allem der Seelsorge, gewidmet. Aber wir landeskirchlichen Pfarrer können nicht gut die um sich greifende Ämtersehe unserer jungen Gemeindeglieder und das abnehmende Interesse am öffentlichen Leben kritisieren, wenn wir selber mit schlechtem Beispiel vorangehen. So wagte ich kaum jemals, Nein zu sagen, wenn man an mich herantrat mit dem Begehren, ich möchte mit Hand anlegen bei irgend einem Werk von öffentlicher Bedeutung. Ich opferte viele persönliche Pläne, theologische Studien und anderes, um all diese oft recht schweren und unerfreulichen Pflichten zu erfüllen. In Aeugst am Albis bürdete man mir das Präsidium der Primarschulpflege, die Armengutsverwaltung und das Aktuariat der Asylkommission des Bezirksspitals Affoltern auf, zu einer Zeit, als das Spital grosse bauliche Erweiterungen vornahm. In Rorbis wurde ich in die Schulpflege hineingeholt, in die Leitung der Asylkommission, und auch das Evangelische Jugendheim auf dem Freienstein, dessen Wiege ja einst im Rorbiser Pfarrhaus stand, wartete auf einen neuen Präsidenten. In Wipkingen erschwerten alte ungelöste Spannungen eine freie und freudige Entfaltung der pfarramtlichen Tätigkeit. Ich war daher im Grunde dankbar, als Leiter der Gemeindekrankenpflege und als Präsident der Gemeinnützigen



Gesellschaft Wipkingen die vielen Anliegen eines Stadtkreises zu fördern und an massgebender Stelle zu verfechten. Die Ehrenmitgliedschaft bei der Gemeinnützigen Gesellschaft versöhnte mich mit allerlei Unerquicklichem, das mir die Weiterarbeit in Wipkingen verleidete.

Als landeskirchliche Pfarrer werden wir immer wieder daran erinnert, dass die Welt am Rande des eigenen Dorfes nicht aufhört, sondern dass wir zu einem Bezirke, zu einem Kanton, zu einem ganzen Lande gehören. Der eine und andere muss einfach einen Teil seiner Zeit und Kraft diesen aussergemeindlichen Aufgaben widmen. So hat es denn auch mir je und je «den Ärmel hereingenommen», wie der Volksmund es ausdrückt. Während meiner Rorbiser Jahre galt es, das Embracher Tal in der Zürcher Kirchensynode und in der Bezirkskirchenpflege Bülach zu vertreten. Rund ein Vierteljahrhundert interessierte mich als Mitglied des Vorstandes des Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins des Kantons Zürich die Entfaltung der innerschweizerischen Diasporagemeinden in den Kantonen Uri, Schwyz und Nidwalden, und als Präsident des ehemaligen Komitees für die Evangelisation unter den Italienern in Zürich gelang es mir, das kleine Werk als italienisch-evangelische Kirchgemeinde in unserer Zürcher Landeskirche fest zu verankern.

Wenn ich heute auf alle diese vielen Verpflichtungen zurückblicke, dann überkommt mich das bedrückende Gefühl: es war viel zu viel und vielerlei. Ich kam so nie dazu, etwas Ganzes, Abgerundetes zu leisten. Alles blieb Teilstück und blosser Mitarbeit. Aber man kann mit seinen Lebenserfahrungen nicht noch einmal vorn beginnen. So ist denn nun eben mein Leben so geraten, wie es sich im Rückblick darbietet.

Ganz stark und nachhaltig aber sind meine Eindrücke, meine Erlebnisse und meine Erfahrungen als protestantischer Feldprediger der Schweizerischen Armee. Bei diesem Abschnitt meines Lebens verweile ich mit ungetrübter Freude und Dankbarkeit. Im Jahre 1935 wurde ich in den Stab der St. Gotthard-Besatzung berufen. Mit dieser Stellung war verbunden die Waffenplatz-Seelsorge in Andermatt, Airolo, Bellinzona und Monte Ceneri. Nach der Armeereorganisation kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde ich zum Stab des neugebildeten Gebirgs-Infanterie-Regimentes 12 versetzt. Mit diesem Regiment rückte ich im Herbst 1939, als der Vorhang zum schauerlichen Drama des Zweiten Weltkrieges sich hob, in den Aktivdienst ein. Rund ein Jahr, mit einem kleinen Unterbruch, stand ich mit unserem Regiment unter den Waffen, zunächst im Tessin, dann bis zum Frühjahr 1940 im Raume Dietikon, wo wir die Limmatstellung ausbauten, hernach wieder im Tessin und in Brunnen am Vierwaldstättersee. Als mit der Schaffung des Réduits ein besonderes Alpenkorps, das fünfte, später drittes Armeekorps genannt, aufgestellt wurde, mit Hauptquartier in Andermatt, wurde ich als erster protestantischer Feldprediger in den Stab dieser neuen

Heeresinheit abkommandiert. Und nun kamen die erlebnisreichen Jahre, da wir wenigen protestantischen Soldatenpfarrer in der mehrheitlich katholischen Innerschweiz überall eingesetzt wurden: Bei der Gebirgsinfanterie, Festungsartillerie, bei den Sanitätlern, Verpflegungsgruppen und bei den Sappeurs, als Seelsorger und Prediger, als Fürsorge- und Freizeitoffiziere, auf den Schneehängen des Gotthardmassivs und in den malerischen Dörfern des Südtessins, bergauf, bergab, und mit ungezählten Wehrmännern, einfachen Soldaten und höchsten Offizieren, in menschlichen Kontakt tretend. Ich habe bis heute die Überfülle der Eindrücke und Erfahrungen nicht restlos verarbeiten können. Sie bilden den Hauptinhalt meines Lebens. Nach Kriegsende war unser Dienst nicht abgeschlossen. Nun wurden wir Armeekorpsfeldprediger zu Dienstchefs ernannt und mit der Organisation und Inspektion des gesamten Seelsorgedienstes im Rahmen eines Armeekorps beauftragt. Zu diesem neuen Dienst gehörte auch die Auswertung unserer Erfahrungen als Klassenlehrer in den Einführungskursen für neuernannte Feldprediger. Diese Kurse, in der Flieger- und Flabkaserne Emmen bei Luzern, in Kandersteg, in Colombier, in Payerne, mit den jungen Kameraden zusammen, gehören zu den gefreutesten Erinnerungen der Nachkriegsjahre. In Dankbarkeit und Verehrung gedenke ich meiner unmittelbaren Vorgesetzten, der Korpskommandanten Lardelli, Constam, Frey, Gonard und Züblin, vor allem aber des einstigen Stabschefs des 5./3. Armeekorps, Herrn Korpskommandant Franz Nager. In der Militärkommission des CVJM der deutschsprachigen Schweiz bot sich willkommene Gelegenheit, beim Bau von neuzeitlichen Soldatenhäusern mitzuwirken; und dass mein kleines Soldatenbüchlein in die Hände von über hunderttausend Wehrmännern gelangte, ist mir besonders lieb und eine Genug-tung.

Alle meine Arbeit, zu Hause und im Militärdienst, hätte ich niemals leisten können ohne die Mithilfe, das Verständnis und die Geduld meiner Familie. Im Sommer 1934 reichte ich in Zürich-Wipkingen der Gemeindehelferin Anni Diener, geb. von Bauma, die Hand zu einem Lebensbunde, der uns durch viel Leid und Freud hindurch während 32 erlebnisreichen Jahren verbunden hat. Auch meine liebe Frau hat es erleben müssen, dass sich eine Pfarrfamilie kein beschauliches und behagliches Privatleben leisten kann. Auch sie hat viel Zeit und Kraft allerlei Ämtern zur Verfügung gestellt und mich bei meiner Arbeit tatkräftig unterstützt. Ich kann ihr dafür nicht genug danken. Was uns beiden eine grosse Freude bedeutete, war die Berufswahl unserer drei Kinder. Die Tochter Annaregula und der Sohn Hansheinrich entschieden sich für den Lehrerberuf, der heute unter Mangel an Kräften leidet; die Tochter Verena wurde Krankenschwester und füllt auch in dieser Stellung eine Lücke aus, die im Spitalwesen sehr empfunden wird. Eine grosse Freude durften wir in jüngster Zeit noch erleben, als unser Schwie-

gersohn, Pfr. Thietmar Wernsdörfer, an der Zürcher Hochschule mit Erfolg zum Doktor der Theologie promovierte.

Aber nun, am Ende meines Lebens, wenn ich zurückblicke auf das Vielerlei, auf Erreichtes und Nichterreichtes, auf Geratenes und Verpfushtes, komme ich mir vor als alter, müder Landsknecht, der nach jahrelanger Abwesenheit auf ausländischen Schlachtfeldern in sein stilles Heimatdorf zurückkehrt, bestaubt, mit zerschlissenem Gewand, voller Narben und mit dem bitteren Gefühl, alles sei sinnlos gewesen, ein Sichabmühen ohne sichtbaren Erfolg, und das Beste daran, dass man heimkehren kann zur Rast in stiller Ruh. Was ist der Sinn und Wert unseres Lebens? Dass Gott uns vergibt! Zinzen-dorf hat es letztgültig ausgesprochen:

Christi Blut und Gerechtigkeit,  
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;  
Damit will ich vor Gott bestehn,  
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Ich setze mein ganzes Vertrauen und alle meine Hoffnung auf dieses Eine: Gott möchte nicht schauen auf mein zerschlissenes, verschmutztes Landsknechtgewand, sondern mich bekleiden mit dem reinen Ehrenkleid seines Sohnes, unseres Herrn und Erlösers Jesu Christ, der für uns gestorben und auferstanden ist.



# Abdankungspredigt

Gehalten von Herrn Dekan Dr. Robert Tanner, Lufingen  
am 11. Januar 1967 in der Kirche Rorbas

Ich aber weiss: Mein Anwalt lebt,  
und ein Vertreter erhebt mich  
über dem Staube. Hiob 19, 25

Wenn ich erwache, will ich mich  
sättigen an deinem Bilde. Psalm 17, 5

Liebe leidtragende Familie, liebe Gemeinde,

einsam steht Hiob im Morgengrauen am Altar. Er denkt an seine Kinder, die reihum zusammenkommen und essen und trinken und fröhlich sind. Sie könnten sich in der überquellenden Festfreude versündigt, «Gott geflucht», von «Ihm sich losgesagt» haben. Vater Hiob kann seinen Kindern die Lebenslust nicht verbieten noch den möglichen Fluch verhindern. Aber das kann er: Am Altar stehen und opfern und sühnen. Und solches bedeutet: die Nächsten wieder mit Gott verbinden. So tun alle Priester seit uralten Zeiten.

Also hat auch euer Seelsorger getan: In mancher Tag- und Nachtwache wieder mit Gott verbunden, was sich bewusst oder unbewusst von Ihm gelöst oder Ihm gar geflucht. Am Altar stehen, wachen und beten, die Menschen mit Gott verbinden oder auch zum Sterben bereiten ist das Amt des Seelsorgers.

So hat es Heinrich Habicht wohl auch als Feldprediger gehalten. Diese Aufgabe lag ihm so sehr am Herzen, dass er im Rückblick schreiben konnte: «Eindrücke und Erfahrungen bilden den Hauptinhalt meines Lebens (also die Erfahrungen im Feldpredigeramt)». «Bei diesem Abschnitt meines Lebens verweile ich mit ungetrübter Freude und Dankbarkeit.» Er hat in den vierziger Jahren im Kreise der Amtsbrüder viel davon erzählt. Und in letzter Zeit auch in der Nachbargemeinde Lufingen. Männiglich spürte, wie sehr ihm die Arbeit «im Felde» am Herzen gelegen. Unvergesslich und zugleich erschütternd der Bericht über die Bereitung eines Landesverrätters vor der Hinrichtung zum Sterben.

Am Altar stehen, wachen und beten, die anvertrauten Menschen wieder mit Gott verbinden und zum Sterben bereiten: So tut der wahre Diener Christi.

Behaltet, liebe Gemeinde, dieses Bild in euren Herzen! Es ist ein keimkräftiges Bild und mag manchem von euch einmal eine rechte Hilfe sein. Und wie er euch getröstet, wenn das Leid über euch gekommen, so tröstet nun die Trauerfamilie mit dem Trost, mit welchem ihr selbst getröstet worden seid.

Am Altar stehen ist unser Dienst, meine Brüder im Amt! Ist das Eine, so heute nottut. Nicht das Vielerlei! Die Menschen verlieren mehr und mehr ihre innere Einheit, ihren Frieden und ihre Ruhe. Die heutige Zivilisation bietet so viel und vielerlei, dass die Menschen vor lauter Möglichkeiten keine Musse und keine Zeit mehr haben – zum Leben! Habt ihr die leise Klage gehört, welche gegen den Schluss der Erinnerungen aufgebrochen? Die Trauer über das «Vielerlei», so ihn oft vom einen Dienst, vom «Dienst am Altar», abgehalten. Dies wird auch unsere Not sein, meine Brüder, *die ante finem! Ergo: Non multa, sed multum et unum necessarium!* Für dies posthume adhortatio wollen wir unserem Freunde von Herzen dankbar sein. Im Blick aber auf das «bittere Gefühl, alles sei sinnlos gewesen», wie er schreibt, wollen wir jenes Wort aus dem 1. Johannesbrief (3, 20) bedenken: «Wenn unser Herz uns verklagt, ist Gott grösser als unser Herz, weil Er alles bedenkt.» Schon der Prediger Salomo hat also geklagt. Gerade die gewissenhaftesten Seelsorger machen sich im Alter diesen Vorwurf. Der Herr aber, gottlob, urteilt anders, «weil Er alles kennt». Und weil ein «Anwalt lebt». Heinrich Habicht hat es mit den Worten Zinzendorfs gesagt; der war ihm sehr lieb. Aber es kommt ja nicht auf den Buchstaben eines Gedichtes an, sondern auf den Sinn, den Geist und die Kraft. Im übrigen haben viele, wohl vor allem seine Dienstkameraden, den Eindruck: «Er aber zog seine Strasse fröhlich.» Durch die vielen Schwierigkeiten in Ämtern und Behörden und im «Vielerlei». Ja, er zog auch getrost durch die oft aus den Tiefen seiner Seele aufsteigende Traurigkeit.

Nun müssen wir aber, im Blick auf das schwere Leiden, so ihn aus voller Wirksamkeit hinweggerafft, noch etwas sagen. Ich nehme die Verantwortung dafür ganz auf mich, da es mich quält und mir eine grosse Not ist. Und sicher auch euch, liebe Leidtragende, und manchem von uns.

Wir kehren zu Hiob zurück: Während Hiob am Altar steht, geschieht etwas ganz Furchtbares. Nicht, meine ich, was vorher geschah: der Verlust aller Güter, Tod aller Kinder, Aussatz und Aschenhaufe – nein, das ist gemeint, so zu diesem allem geführt hat: die Wette im Himmel. Dass der Satan Gott «wider Hiob aufreizen» kann (2, 3). Den einen Tag am Altar, den andern schon im Aschenhaufen! Und Hiob weiss nicht, was «höheren Ortes» über ihn verhandelt und wie über seiner Kinder Leben gespielt wird. Mich

dünkt – aber ich sage nun dies wirklich auf meine Verantwortung – mich dünkt, Gott habe sich wie von einem Satan wider unseren Bruder Habicht «aufreizen» lassen. Schon als er frohgemut noch an seinem Altar hier stand. Wir tragen ja alle den Tod in uns. Aber wenn er in der perfidesten Form der gefährlichen Krankheit uns vorzeitig befällt, dünkt mich doch, es sei wie ein «Satan im Spiel». So empfinden es auch viele Ärzte in ihrem verzweifelten Kampf wider diesen «Aussatz» heutiger Zeit. Noch einmal: Ich sage dies auf meine Verantwortung, aber ich spreche es bewusst aus und stellvertretend für alle, so von diesen Dingen bedrängt sind.

Wer in den «Spiegeln der Seele» lesen kann und nicht nur sieht, was vor seinen eigenen, «gehaltenen Augen» ist, ahnte etwas vom Ringen im Spitalbett, diesem blitzblanken «Aschenhaufen». Er sah ein wenig den innern Kampf, der schon Hiob nicht erspart geblieben. Es stund übrigens auch ein wenig zwischen den Zeilen. Vielleicht haben es einige Hellhörige vernommen. Beim einen Prediger ist es mehr die «mit Gott rechtende» Auflehnung, beim andern die quälende Verzagtheit. Es ist immer dasselbe. An dieser Not kommt kein aufrichtiger Diener Christi vorbei. Pfarrer Habicht hat dies auch und für seine Gemeinde durchlitten. Die «Ergebung» stund ja auch bei Hiob nicht am Anfang, wie das Volksbuch – die zwei ersten Kapitel und die letzten Verse – und mit ihm noch heute viele wahrhaben wollen. Zuvor «verfluchte Hiob den Tag seiner Geburt», ja, «es gelüstete ihn, mit Gott zu rechten» (13, 3). «Meiner Seele ekelte ob meines Leidens, ich will meiner Klage freien Lauf lassen» (10, 1 u. v. a.).

Dann, in der tiefsten Seelennot, in der äussersten Bedrängnis, da ihn dünkte – wie weiland schon Jakob in Pniel – Gott sei eher ein Dämon als ein Gott, der sich von einem andern Satan «aufreizen» lasse –, da ward ihm die grösste Vision des alten Bundes, die ganz neu war für die damalige Zeit. Noch zu Beginn des Ringens war er ohne jegliche Hoffnung (7, 6), aber jetzt, wie ein Abglanz, wie ein Morgenrot der Ewigkeit auf die Zuversicht des jungen Christentums hin:

*Ich weiss: mein Anwalt lebt und ein Vertreter erstebt mir über dem Staube...*

(Wenn uns doch jemand mit begnadeter Stimme diesen Jubel aus Händels «Messias» sänge: «Ich weiss, dass mein Erlöser lebt. Selbst wenn die Haut an mir zerschlagen ist, mein Fleisch geschunden, werde ich Gott schauen, ja, ich werde ihn schauen, mir zum Heil, und meine Augen werden Ihn sehen, nicht als Feind!» [Hiob 19, 25–27])

Dieser Jubel tröstete uns mehr denn die beste Predigt. Diese Vision kann nicht vom «Hörensagen» erlernt, auch mit keinem Bekenntnis nachgesprochen werden. Sie muss von jedem Menschen neu erlitten sein. Wie sagt Hiob selber am Schlusse – der wahre Hiob, nicht der des Volksbuches –: «Vom Hörensagen hatte ich von Dir gehört, nun aber hat Dich mein Auge gesehen.» Und Hiob war doch schon früher ein «gottesfürchtiger Mann».

Wir wissen, was an Fragen und Zweifeln, inneren und äusseren Qualen zwischen dem früheren und dem reifen Glauben liegt. Vielleicht ahnen einige von uns, was alles noch geschehen auf dem Spitallager. Auf dem das so starke Leben Heinrich Habichts mit dem Tode gerungen. Warum sollte einem Diener Christi dieses Gethesmane erspart bleiben? Wo doch auch sein Herr hindurch musste! Man darf wohl im Blick auf einen Feldprediger sagen: «Ein Kriegsmann darf nicht stille stehn, sieht er voran den Feldherrn gehn.» Auch nicht hierin!

Heinrich Habicht hat noch einmal und gleichsam zusammenfassend den einen «Kampf des Glaubens» gekämpft: In den Tagen und Nächten seines Spitalzimmers. Dieser «Kampf des Glaubens» geschieht, dünkt mich, nicht mehr um «Bekenntnisse» – die sind ausgebrannt –, sondern darum: «Am Leiden Christi teilzunehmen in dieser Welt und in dieser Zeit.» Mit einem leidenden Kämpfer jüngster Zeit zu sprechen: «Christen stehen bei Gott in seinem Leiden.» Denn: Gott leidet in dieser Welt in aller und mit aller Not und Ungerechtigkeit, in und mit allem Unsinn, in und mit allen vorläufig noch tödlichen Krankheiten. Wenn vielleicht bis in zehn Jahren diese tödliche Krankheit bezwungen sein wird, werden wir einen weiteren Kampf wider «Satan» gewonnen haben. Heinrich Habicht hat am Schluss seines Lebens auf seine Weise mit Gott gelitten an diesem heutigen «Ausatz».

Als er hindurch war und sagen konnte: In deine Hände befehle ich meinen Geist, fragte er am vorletzten Abend: «Was ist morgen für ein Tag?» «Epiphaniastag.» «Das ist gut, das ist ein rechter Tag.» Der Epiphaniastag war in der jungen Christenheit jahrhundertlang der Weihnachtstag! Möge für jedes von uns der letzte Tag auch sein eine Epiphanie, da Gott erscheint und spricht: «Ei, du guter, getreuer Knecht, geh ein zu deines Herrn Freude.» Und wir dann erwachen und uns «sättigen an seinem Bilde».

Amen



# Zur Erinnerung an den heimgegangenen Amtsbruder

Von Pfr. Paul Winter, Embrach

Mit Herrn Pfarrer Heinrich Habicht ist eine scharf profilierte Persönlichkeit von uns gegangen. Jeder, welcher ihn kannte, auch näher kannte, als wir einander gewöhnlich kennen, kann sich dieses Eindrucks nicht erwehren. Wie sehr hat ihm das Herz für alle Gemeindegarbeit geschlagen, und wie weitgespannt war sein Geist! Jede Enge im Denken konnte er verstehen, aber er versuchte, das Enge stets zu weiten. Heinrich Habicht kämpfte für eine Theologie, in welcher Christus ganz im Zentrum steht. Seine ganze Lebensarbeit ist ein Zeugnis für diese Glaubensüberzeugung. Nicht umsonst haben ihm Johannes Calvin und der Vorreformator Johannes Hus so viel gesagt. Wie gut kannte sich der Heimgerufene in den Schriften dieser Männer aus, und wie sehr waren ihm ihre reformatorischen Worte an das Herz gewachsen! Mochte im Verlaufe seines kämpferischen Lebens der Wind aus mancher theologischen Richtung blasen, der Dahingegangene suchte stets den Wind von Pfingsten, das Brausen des Heiligen Geistes.

Der Verblichene hat als Synodale der Zürcher Kirchensynode manchen wohlfundierten Vorschlag, manches Votum an den Mann gebracht. Alles verriet den Mann der Praxis, welcher nicht in Theorien und Abstraktionen, sondern in den gegebenen Verhältnissen lebte und diese Verhältnisse mit dem Licht von Christus her beleuchtete. Heinrich Habicht hatte den Mut, zu seiner Sache zu stehen, und manchem Synodalen werden seine kernigen Äusserungen mannigfaltige Anregung zur weiteren Besinnung gegeben haben.

Der Verstorbene führte auch das Amt des Bezirkskirchenpflegers mit Umsicht, grosser Sach- und Gemeindegkenntnis und mit ebensoviel Einfühlung und Takt.

Während 23 Jahren diente er der Kirchgemeinde Rorbas-Freienstein-Teufen als vorbildlicher Gemeindegpfarrer. Er ist mit seiner ihm von Gott anvertrauten Gemeinde verwachsen gewesen. Mit welcher Liebe und Sorgfalt hat der Abgerufene das Amt des Präsidenten des evangelischen Jugendheims auf dem Freienstein bekleidet! Schon ganz zu Beginn seines pfarramtlichen Wirkens sehen wir sein Herz für die Armen schlagen: Sein erster Dienst in unserer Kirche war seine Tätigkeit als Pfarrer in der Epileptischen-Anstalt

in Zürich. Sei es in seinen früheren Gemeinden Aeugst am Albis und Zürich-Wipkingen, sei es als väterlicher Helfer mehrerer Theologiepraktikanten, sei es als Feldprediger, immer trug der Mann das Amt mit seinen Gaben. Im Pfarrkapitel Bülach wurden seine ausgewogenen und abrundenden Voten geschätzt.

Ein Blick in die Bibliothek des Verstorbenen widerspiegelt seinen vielfältig interessierten Geist. Theologie mit Scheuklappen war ihm ein Greuel – so finden sich denn viele grosse Geister der Menschheit in dieser Bücherei einträchtig miteinander versammelt. Das Geheimnis, welches dieses Studierzimmer umgab, war Christus und seine Kraft, die über aller gründlichen Bildung stand. Die Disziplin, die hier herrschte, war straff und eisern gegen sich selbst. Weichherzige Gefühligkeit hatte hier keinen Eingang, alles Halbe und Verschwommene war ein Grund zur Beseitigung. Ein Kämpfer mit aller Zähigkeit und Verbissenheit, ein Mann mit starkem Willen, mit Humor und Witz, ein Mensch, der dauernd bereit war für das Gespräch mit der Welt, hat seine geistlichen Waffen niedergelegt.

Die Liebe zur Mission und ihre tätige Unterstützung hatten im Herzen des Verstorbenen eine sichere Heimat. Heinrich Habicht war auch davon überzeugt, dass eine Gemeinde nicht ohne menschliches Dazutun lebendig sei, sondern dass alles kirchliche Leben sehr sorgfältig und gewissenhaft, wie ein kostbarer Blumengarten, gepflegt werden müsse. Für die Pflege dieses Lebens in der Kirchgemeinde war dem Heimgerufenen nie ein Gang zuviel. Er war ein glänzender Organisator in der Gemeinde; einer, der die Geister dienend und helfend einander zuzuführen verstand. Wer sich so von seinem Herrn leiten und verzehren liess, dem sollen wir für seinen Dienst danken. Heinrich Habicht hat uns damit die Augen für jenen geöffnet, welcher ihn jetzt von seinem irdischen Arbeitsfeld abgerufen hat.